



• 93ieahoben. 7. Oktober.

Die Kurserhöhung der Stadtanleihen.

Die seit einigen Wochen zu bemerkende Besserung der Lage des Effektenmarktes hat sich endlich auch den Staatsanleihen mitgeteilt, und die natürliche Begleiteerscheinung der Hebung des Kursniveaus der deutschen Staatsfonds ist die Reprise am Markt der Kommunal-Anleihen. Jetzt, wo der Entwertung der Stadtanleihen ein Ziel gesetzt ist, kann man sich ein Bild von der Marktlage machen. Gegenüber den tiefsten Kursen von Mitte bis Ende August haben die 3 Prozent Reichsanleihe 3,20 Prozent und die 3½ Prozent Reichsanleihe 2,10 Prozent zugenommen. Das ist angesichts der enormen Entwertung der Staatsfonds nicht viel. Immerhin läßt die Kurssteigerung, da sie in einer Zeit erfolgte, in der man dem schwierigsten Geldtermin des Jahres entging, Gutes für die Zukunft erhoffen, da man wohl annehmen darf, daß mit dem 1. Oktober die Zeit der Geldkrisis definitiv überwunden ist und wir uns nun wieder normalen Zinssätzen zu nähern beginnen. Die 4 Prozent Anleihen der Städte Magdeburg, Essenbach, Zeitzburg, Wandlitz, Hirschheim u. a. mehr wurden sofort placiert, und ähnlich dürfte es mit den Emissionen 4 Prozent Stadtanleihen gehen, die für den Monat Oktober bereits ausgeschrieben sind. Nach zuverlässigen Schätzungen sind im Jahre 1907 etwa 370 Mill. Mark Kommunalanleihen bisher untergebracht worden, davon circa 310 Millionen Mark an der Berliner Börse. Wenn dieser bedeutende Betrag unterkauft finden konnte und es den Banken nebenher noch möglich war, mit ihren Beständen an älteren 4 Prozent Anleihen zu räumen, so ist das ein Beweis für die Kapital- und Konfianz des deutschen Publikums. Denn dieser enorme Betrag neugeschaffener Kommunalanleihen übersteigt alles bisher dagewesene. Wurden doch im Jahre 1906 (nach Abzug der Ründigungen und Konvertierungen) nur etwa 28 Mill. Mark und im Jahre 1905 gar nur 15,9 Mill. Mark Stadtanleihen an der Berliner Börse eingeführt! Man kann ruhig behaupten, daß die Emission 4prozentiger Kommunalanleihen bei der derzeitigen Verfassung des Marktes den Banken keine Sorge mehr bereitet. 2 Proz. bis 2½ Proz. unter pari liegen sich leicht für einige Hundert Millionen Mark Stadtanleihen unterbringen. Daß noch ein sehr großer unbefriedigter Geldbedarf der Städte vorhanden ist, ist bekannt. Ebenso, daß die Banken den Städten Zusagen zur Hebrungnahme von neuen Anleihen gemacht haben.

* **Defensibler Vortrag in der Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst.** Am morgigen Dienstag wird die Reihe der diesjährigen Wintervorträge Frau Wanda von Granach eröffnen, die in München ein Atelier für künstlerische Frauenkleidung und kunstgewerbliche Arbeiten unterhält. „Körperkultur und Frauenkleidung“ heißt das interessante Betreffsgegenstand der Vorlesung des Themas der Hebräer. Es dürfte sich für die Besucher des Vortrages empfehlen, obwohl dieser durch zahlreiche Lichtbilder und voraussichtliche Vorführung einiger Kleider am lebenden Modell illustriert wird, vorher die Ausstellung des Granach-Ateliers zu besuchen, die Sonntag in Wangers Kunstsalon eröffnet ist.

* Wiesbadener Vorträge über Hädel etc. Am 17., 18. und 19. dieses Monats wird der Professor der Naturwissenschaften, Herr Geis, Rat Reine von der Universität Kiel im Saal der Loge Plato 3 Vorträge halten über das Thema: „Hädel und die moderne Naturwissenschaft“. Der erste Vortrag wird zum Gegenstand haben: „Unser Reichthum“ der zweite Vortrag: „Die

Wahrheit in der Abstammungslehre," der dritte Vortrag: "Hädel als Biologe". Keinte ist der Verfasser eines bedeutenden Lehrbuchs der Biologie. Aus seiner Feder stammt weiter das Buch "Die Welt als Tat", das mit seiner energischen Ablehnung des Atheismus weithin Aufsehen gemacht hat. Das Jahr 1907 hat uns von ihm noch ein anderes ebenso inhaltsreiches wie interessantes Buch gebracht: "Wir und die Natur". Es muß auf jeden Fall für einen jeden, der die geistigen Bewegungen unserer Zeit mitlebt, von dem größten Interesse sein, aus dem Munde eines so angesehenen Gelehrten ein aufklärendes Wort zu den Fragen zu hören, die im Anschluß an Hädels Welträtzel und die Gründung des Monistenbundes heute so viele Gemüter bewegen. Alles Nähere über Verlauf der Karten wird noch bekannt gemacht werden.

• **Kurhaus.** Der Mail-coach-Ausflug der Kurverwaltung geht morgen Dienstag, wie von jezt ab täglich, so lange es die Witterung überhaupt erlaubt, bereits um 3 Uhr ab Kurhaus. Sie morgige Fahrt nimmt ihren Kurs durch das Rerotolet über den Rundfahrweg und Hirschmuth, Klarental zurück. — Mit dem am Mittwoch stattfindenden 6. Konzert des Orchester-Musikfestes finden diese Veranstaltungen den denkbar glänzendsten Abschluß, denn kein Geringerer als der Direktor der A. O. Hofoper in Wien Gustav Mahler wird dieses Konzert leiten. Das Orchester ist das noch durch Mitglieder des Kurorchesters verstärkte Gaim-Orchester; letzteres zählt allein 75 Mitglieder und es werden zuzüglich der Verstärkung 90 Künstler dem Dirigentenstabe Mahlers folgen. Der Abend gibt den beiden größten deutschen Komponisten: Beethoven und Wagner, das Wort. Von ersterem kommen die Symphonie Nr. 5 in C-moll und die Ouvertüre „Coriolan“, von letzterem Vorspiel und Liebestod aus „Tristan und Isolde“ und das Meisterlingervorspiel zur Aufführung.

c. Das diesmalige Programm des Eden-Theaters ist fast ganz und gar dem Humor gewidmet. Wer lachen will, kommt hier auf seine Rechnung. Das beginnt schon mit dem Auftreten der ersten Künstlerin, der Soubrette Hilde Renati, die damit die beste Seite bei ihren Zuhörern zu treffen weiß. Der Humorist Alb. Merten ist der zweite, der den Wit und die Heiterkeit zur Geltung zu bringen weiß und mit nicht weniger Geschick als seine Vorgängerin. Hinter dem etwas mysteriös klingenden Titel Wiegaly verbirgt sich ein ganz raffiniertes Dämonenmimik, der bis zum letzten Augenblick seines Auftretens vom Groß der Varieteebesucher für eine übermäßige Brei-^{le}-fängerin gehalten wurde. Kunz Holoschim leistet mit ihren sehr geschickten Illusionen so gutes, daß man sie fast eine wirkliche Zauberin halten könnte. Im zweiten Teil des Programms stellt sich der lässliche Humorist Arthur Münch vor und vermag durch seine urkomischen Scherze alles darat für sich zu gewinnen, daß man ihn auch bei den manchmal etwas derben Witzern nicht böse sein kann. Als Vortragssoubrette ist Lotte Margot, deren Darbietungen man nicht vermissen möchte, eine schätzenswerte Kraft. Es. M. a. bringt die immer wieder gern gehörten Vaudevillestücke zu neuen Geworbe. Den Schluß des Ganzen bildet eine von Lotte und Albert Merten und Arthur Münch aufgeführte kleine Fosse, bei der es natürlich wieder viel zu lachen gibt. — Die von der Gastkapelle gestellte Begleitung und die vorgetragenen Konzertsstücke sind bei den bescheidenen Mitteln wirklich vorzüglich.

• Die Schweinepreise gehen zurück, nachdem sie vor einiger Zeit eine geringe Neigung zum Steigen zeigten. In Mähren haben in Thüringen zum Beispiel ist angedeuten der reichen Kartoffelernte der Preis für fette Schweine nicht unerheblich zurückgegangen: von 62 M für den Zentner Lebendgewicht auf 51 M. Der Preis für Ferkel ist um fast die Hälfte gesunken! Aus dem Berliner Markt schwanken die Schweinepreise zurzeit, die Richtung geht aber hauptsächlich nach unten.

* **Zapflehler-Verrichtung.** In der 1. Sonntags-Ausgabe muß es in dem Artikel betr. Herrn Simon Geh anstatt „im Vorstande des Hotelbesitzervereins“ richtig „im Vorstande des Hausbesitzervereins“ heißen.

Aus der Umgegend.

De. Hlörshcim, 6. Ott. Das altbekannte Restaurant zum „Schützenhof“, Besitzer Hof. Kohl 3., ging durch Verkauf zum Preise von 5800 M. an die Brauerei Buch-Eimburg über. — Das neuerbaute Haus des Herrn Georg Kohl in der Poststraße wurde zum Preise von 9900 M. von Herrn Bihl. Meßler käuflich erworben.

a. **Lausenfelden**, 6. Okt. In der gestrigen Sitzung der Gemeindevertretung wurden u. a. zum Ausbauen eines Weges 4800 M. bewilligt. Die Ausführung der Drainagearbeiten verursachen einen Kostenaufwand von 4000 M. Die Versammlung beschloß, diese Summe bei der hiesigen Darlehenskasse zu leihen, die auf die einzelnen Besitzer der Grundstücke entfallenden Quoten von diesen zu erheben und die geliebene Summe in Jahresfrist zurückzahlen. — Die beiden hier jährlich abgehaltenen Jahrmärkte entbehren seit Jahren der Rentabilität. Die Gemeindevertretung beschloß deshalb, die Märkte von 1909 ab einzeln zu lassen.

8. Aus dem Rheingau, 6. Dft. Die ländliche Bevölkerung ist zurzeit eifrig mit dem sogenannten „Schwingen“ der Rüffe beschäftigt. Die Ernte fällt diesmal recht befriedigend aus. Leider nehmen die Nuffbäume im Rheingautreife von Jahr zu Jahr in recht bedauerlicher Weise ab. Noch vor wenigen Jahren zählte man annähernd 3200 Stüd. Jetzt wird es wohl kaum noch etwas mehr als die Hälfte geben. Die Nuffe werden zurzeit im Handel mit 14 M. pro Zentner bezahlt.

3. Hildesheim, 6. Okt. Anstelle des verstorbenen Gutbesizers Carl Hey wurde Herr Julius Tropp als Magistratsmitglied gewählt.

Darmstädter Möbelfabrik

Darmstadt, Heidelbergerstrasse 129

Kunstschreinerei

Werkstätte für Wohnungs-Einrichtungen jeden
Stückes Stück in einrichtungsmäßigem, markierenden

Stils. Grösste, existierende, stets wechselnde
Gedankenstellung von ca. 20

Sonderausstellung von ca. 300
unterirdischen Wohnräumen in der

nustergültigen Wohnräumen in Jed
Preislage. 891

Man verlange Preisliste mit Abbildungen.

1911



Berliner Börse. 5. Oktober 1907.

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$ %, Privatdiskont 4 $\frac{7}{8}$ %.

[illegible]



Nr. 235.

Dienstag, den 8. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Gefrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie nickt nur. Mögen sie sie für Dietrichs Frau halten, wenn ihr dieser Irrtum den Weg nur frei macht! Sie fühlt sich in diesem Augenblick zur höchsten Hingabe bereit. Tag und Nacht will sie ihn pflegen, nur am Leben, nur ihr erhalten soll er bleiben.

Man zeigt ihr dienstfertig den Weg. Der Baron ist in ein Parterrezimmer gebracht, im Lusthof steht eine Gruppe von Gästen, die eifrig über den Unglücksfall sprechen. Aller Augen sind auf die Tür gerichtet, hinter der die Wahre mit dem Verletzten verschwunden ist. Eine Diaconissin mit sanftem Gesicht erscheint darin, man umringt sie. Sie gibt freundlich Antwort, aber sie weiß nichts Genaueres zu sagen, sie bestellt nur etwas bei dem Kellner und will die Tür wieder hinter sich zu ziehen.

Fräulein Randolf tritt ihr in den Weg.

„Sie wünschen?“ fragte die Diaconissin.

„Zum Baron Rothensfels!“

„Einen Augenblick, ich darf niemand unangemeldet hineinflassen. Wollen Sie mir Ihren Namen sagen?“

„Mein Name tut nichts zur Sache. Ich stehe dem Baron nahe, sehr nahe.“

Sie drängt sich hinein, die Diaconissin blidt sich hilflos um. Im Nebenzimmer sind die Aerzte um den Verunglückten beschäftigt. Unheimliche Stille herrscht, nur zuweilen von einem schmerzvollen Stöhnen einem leisen, hastigen Flüstern unterbrochen.

Ein Herr von eleganter Erscheinung, mit verstörtem, todesblauen Zügen tritt auf sie zu. Erschreckt weicht sie einen Schritt zurück. „Herr Graf Alten . . .“

„Ah, Fräulein Randolf,“ sagt der auch im höchsten Affekt die höfliche Form nie Vergessende, obgleich ihm der Besuch dieser Dame im Augenblick höchst fatal ist. „Sie kommen, sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen?“

Sie fühlt, daß diese kühl förmlichen Worte sich wie eine Mauer zwischen sie und den geliebten Mann schieben, dem sie mit ihrem Herzblut retten möchte. Alles, was sie gewollt hat, all ihr Wagemut schwindet vor des Grafen vornehm abweisendem Blick. Ein inneres Gefühl enthüllt ihr die Wahrheit: dieser mit weltmännischer Höflichkeit sie überschüttende, vornehme Herr wünscht sie weit fort von hier.

„Ist Hoffnung für sein Leben vorhanden?“ fragte sie bebend.

„Leider wenig,“ entgegnete der Graf, doch, solange er atmet, darf man sie nicht fahren lassen. Indessen Sie wollen mich entschuldigen!“

Er wendet sich ab von ihr, sie aber faßte sich ein Herz. „Herr Graf“, sagte sie und hält ihn zurück, „in Augenblicken, wie diesen, fallen alle äußeren Schranken. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wie ich zu dem Baron stehe. Meine Anwesenheit hier wird Ihnen jedoch sagen, daß ich ihn liebe. Wollen Sie mir gestatten, daß ich bei ihm bleibe, und wenn ich nur einige Handleistungen für ihn tun darf? Hier im Vorzimmer mich in

seiner Nähe wissen, seinen Atem hören, das ist alles, worum ich Sie bitte!“

Des Grafen Gesicht hatte sich immer mehr verfinstert. „Zu meinem Bedauern kann ich Ihr aus dem Herzen kommendes, schätzenswertes Anerbieten nicht annehmen, Fräulein Randolf. Eben erst habe ich an seine Frau telegraphiert. Sie wird wahrscheinlich schon in aller Frühe hier sein.“

Die Randolf tritt zurück, ihr Gesicht wird aschfahl. Ihr wird klar, ihres Bleibens kann hier nicht länger sein. Nicht einmal sehen darf sie noch den Mann, dessen Liebe sie besessen hat, mit dem sie an diesem Abend noch den Sieg zu feiern gedachte, der statt des Lorbeers ihm den Totenkranz gebracht. Ohne noch einmal aufzusehen, eilt sie zu ihrem Wagen und läßt sich nach ihrer Wohnung fahren. In dem mit modernster Pracht eingerichteten Salon, in dem sie süße Stunden mit ihm zu verleben gehofft hat, wirft sie sich auf den schwellenden, seidenden Divan und bricht in wildes, heftiges Schluchzen aus. Vorbei, vorbei! Jugend, Schönheit, Kraft, alles gebrochen, vernichtet in einem kurzen Augenblick! Ein Schauer erfasst sie, ein Schauer vor dem Vergehen, dem Ende, der Nacht, in die Nacht, in die alle Lust, aller Stimm und Glanz der Erde versinkt.

Eiditha traf wirklich, wie Graf Alten gesagt hatte, am anderen Morgen mit dem kleinen Günther in Baden-Baden ein. Das Telegramm hatte ihr Eile anempfahlen, wenn sie den Vater ihres Sohnes noch lebend antreffen wollte. Aita fand sie schon dort. Weinend fiel die Gräfin der bleichen Frau, auf deren Zügen sich die schmerzlichste Bewegung malte, um den Hals. „Keine Hoffnung! Bald habe ich keinen Bruder, Du keinen Gatten mehr,“ stieß sie jammernd hervor. Eiditha drückte das Haupt der Schwester fester an sich. Tränen erleichtern. Sie fand keine Tränen. Voll tiefen Ernstes, das Kind an der Hand, trat sie an das Schmerzenslager des Gatten. Des Sterbenden Blick wandte sich ihr noch einmal zu, seine Hand tastete nach dem Köpfchen seines Knaben, die Lippen bewegten sich, aber kein Laut kam mehr über sie.

Eiditha ließ das weinende Kind, das verständnislos in des Vaters verzerrtes Antlitz blickte, hinausführen. Sie setzte sich an des Verstorbenen Seite, ihm die letzten Liebesdienste zu erweisen. Noch eine bange Stunde, und Dietrich hatte den letzten Seufzer ausgehaucht. Graf Alten hielt seine schluchzende Frau tröstend im Arm, Eiditha saß neben dem Toten in der Knie in stillem Gebet. Was ihre Seele in diesem heiligen Augenblicke durchlebte, wer vermag es zu künden? Gott allein war Zeuge ihrer Kämpfe gewesen, er allein schaute in der Wäute schmerzbeugtes Herz.

25. Kapitel.

Die Gruft in Frauenstein öffnete sich von neuem, ein Glied der Familie in ihre stillen Mauern aufzunehmen. Neben dem alten, nach langem Leben abgerufenen Vater ruhte jetzt der junge, in voller Kraft, in jugendlichem Alter dahingeraufte Sohn. Alles, was man sonst an ihm nicht laut genug hatte

sagen konnten, war vergangen. In der Erinnerung war nur der stolze, vornehme Kavaller, der heitere Gesellschafter, der freigelegte Gebieter. Graf Altes hatte mit seiner Gemahlin Editha nach Frauenstein begleitet. Sie standen ihr in den schweren Tagen helfend zur Seite. Editha litt unsäglich unter all den gutgemeinten Worten der Teilnahme und des Trostes, die ihr von weit und breit gesendet wurden. Viele wußten, wie wenig glücklich, wie nahe am Scheitern die Ehe gewesen, glaubten aber, da Gottes Hand sie geschieden, umsomehr sich so verhalten zu müssen, als hätten sie nichts von allem geahnt, als hätte die innigste Liebe allzeit die Gatten vereint. Und sie mußte schweigen, wenn es in ihr auch Schmerzvoll aufschrie: „Warum darf ich ihn nicht wirklich als den geliebten Gatten betrachten, als den man ihn ringsum gepreist? Warum hat er mir den Stachel im Herzen zurückgelassen, den Stachel verräterischer Liebe, gebrochener Liebe, gebrochener Treue?“ Was hätte sie darum gegeben, das Bild des Gatten, dem sie ihre reine, junge Neigung geschenkt hatte, rein und ungetrübt im Herzen bewahren zu können. Daß sie es nicht konnte, das eben verdoppelte ihren Schmerz.

Altes und Altes erneuerter Vorschlag, sie auf ihrer geplanten Reise nach Italien zu begleiten, wurde daher von ihr mit Dank angenommen, um so mehr, da der Arzt ihre Gesundheit sehr angegriffen und einen Winteraufenthalt im Süden für sie notwendig fand.

Gertrud Wese begleitete Editha trotz ihrer Gegenwehr, da deren körperlicher, wie ihr seelischer Zustand eine liebende Pflege notwendig machte. Sie hätte doch nicht das Herz dazu, versicherte das junge Mädchen wiederholt, eine fröhliche Hochzeit zu feiern ohne die Gegenwart ihrer geliebten Baronin. Pastor Lorenz erklärte sich damit einverstanden. Er hatte ja Gertrud gerade liebgewonnen um ihres liebevollen, tatbereiten Sinnes willen, dem nichts schwer für den der Hilfe Bedürftigen dünkte. Und auch Altes wie deren Gemahl waren sehr zufrieden damit, daß Editha, deren Neigung für die Einsamkeit sie kannten, eine Gesellschafterin zur Seite hatte, die sie auf ihren Spaziergängen begleiten, in stillen Stunden bei ihr weilen könnte, und so weniger gebunden und mancher sonst notwendigen Verpflichtung enthoben blieben.

Bruno wollte gerade während dieser Zeit fern von Schönwalde auf Reisen. Editha empfand seine Abwesenheit halb schmerzlich, halb als Verhöhnung. Wohl ersuchte sie zuweilen ein heimliches Sehnen, sich gerade gegen ihn, der sie so verstand, wie niemand sonst in der Welt, über alles, was erschütternd in ihr Leben eingegriffen hatte, Auge in Auge auszusprechen, dann aber dachte sie an das mehr als fremde, ja fast feindliche Verhältnis, in dem Dietrich zu dem Bruder gestanden, und da mußte sie sich sagen, daß Bruno's Stellung ihr gegenüber unter diesen Umständen eine höchst peinliche wäre, daß seine vielleicht zu sichtbare Teilnahme für sie falsch gedeutet werden könnte. Von Altes und ihrem Schwager hatte sie die Begegnung Dietrich's mit dem Grafen Holm im Kurgarten zu Baden-Baden erfahren, deren Folge die Forderung zum Zweikampf gewesen war. Ferner, daß Bruno's Zukunftspäne damit gescheitert, und seine Verlobung mit Ellen Hüller aufgelöst worden sei. „Ich kann nicht verhehlen,“ hatte Altes hinzugefügt, „daß mir als Mitglied der Familie Rothensfels, das Scheitern dieser Heirat, die ich in jeder Beziehung für eine unpassende hielt, sehr erwünscht gekommen ist. Es war das eben noch ein Nachklang der Anschauungen des Gymnasiallehrers Bruno Müller, die ihn in einer Ellen Hüller eine passende Lebensgefährtin erblickt ließen. Zu einer Baronin Rothensfels paßte sie nicht.“ Editha hatte darauf nichts erwidert. Wie so oft fühlte sie in ihrem Innern, daß sie nach einer gewissen Richtung hin auf Altes Verständnis ihrer Empfindungen verzichten müsse. Konnte doch die von Jugend auf vom Schicksal Bewöhrte nichts von den Schmerzen, die Verrat und Enttäuschung dem Herzen bereiten, das liebt und vertraut. Sie hatte es erfahren in bitterem Leid, und daß auch Bruno unter solcher Enttäuschung schwer litt, davon war sie überzeugt, wenn er sich sagen mußte, es sei zum Heil für ihn, den wahren Charakter dieses Mädchens kennen gelernt zu haben, ehe er ihr die Hand vor dem Altar reichte.

Von Abbazia, wo Bruno sich augenblicklich aufhielt, traf ein kurz gefaßtes Nondolenschreiben an sie, Altes und den Grafen Altes ein. Er drückte darin sein Bedauern aus, daß er in der schweren Katastrophe der Familie nicht habe zur Seite stehen können, aber da er gerade auf einer Fuhrtour begriffen gewesen, sei die Mitteilung Altes von dem schmerzlichen Ereignisse erst um einige Tage verspätet in seine Hände gelangt, so daß er auf keinen Fall zur Beisehung hätte eintreffen können. Editha persönlich stellte er sich zur Disposition und kündigte seine nicht zu ferne Rückkehr an. Als sie aber erfolgte, war Schloß Frauenstein schon wieder verödet und leer. Bruno verweilte nur we-

nige Tage in Schönwalde, um dann nach Verran in die während seiner Abwesenheit nach seinen Anweisungen eingerichtete väterliche Villa in der Rauchstraße zu übersiedeln.

Im Arnoldschen Hause wurde er mit offenen Armen empfangen. Die Rätin fand ihn sehr erholt. Er sah gebräunt und kräftig aus, und der schmerzlich sinnende Zug, der in letzter Zeit fast nicht aus seinem Gesicht gewichen war, schien verschwunden. Auf Befragen erklärte er dann auch der Rätin, daß er die gesuchte und ersehnte Gemütsruhe in dem stillen Verkehr mit der Natur wiedergefunden habe. Er erzählte viel von Abbazia, dem herrlichen Meeresstrand, von den Mondscheinnächten, die er im einsamen Boote verträumt, und wie der Zauber des Südens ihn so umfange, daß er sich entschlossen habe, zum nächsten Herbst noch weiter hinüber nach Dalmatien, Griechenland, Konstantinopel und Egypten zu gehen. Auch von seinem Drama sprach er, dessen Proben nun bald beginnen würden. Die letzten tragischen Ereignisse berührte er indessen nicht. Die Rätin verstand ihn auch darin, daß er es unterließ, seiner früheren Braut zu erwähnen; hätte sie und ihr Mann doch am liebsten jede Verbindung mit ihr gelöst.

Nur einmal hatte die Rätin, gleich nach der Abreise Bruno's, an ihre Cousine, die Kommerzienrätin Winter, geschrieben, um ihren und ihres Mannes Unwillen über Ellens Benehmen Bruno gegenüber auszudrücken. Erst am Tage nach Bruno's Rückkehr traf die Antwort ein. Sie enthielt eine wortreiche Entschuldigung der älteren Schwester, deren Schluß war, daß Bruno allein die Schuld an dem Vorgefallenen trage. „Wäre der Baron ein zärtlicher Liebhaber gewesen,“ schrieb die Kommerzienrätin, „so würde es Ellen sicher nicht eingefallen sein, sich in einen anderen zu verlieben. So aber? Warum begleitete er uns nicht auf unserer Reise? Das war der größte Fehler und, das muß auch Du zugeben, ein Beweis von Ungleichgültigkeit gegen seine Braut, die abkühlend auf sie wirken mußte. Was hätte es denn getan, wenn sein Drama auch einige Monate später aufgeführt worden wäre? Aber die Eitelkeit der Schriftsteller! Schließlich war es doch sein eigener Wille. Er hat sein Drama der Braut vorgezogen, nun mag es ihm auch Erfolg geben für ihren Verlust. Ich wünsche ihm allen Erfolg, und auch Ellen tut es; sie ist wirklich ein gutes Kind. Denn eigentlich hätte sie wohl ein Recht, ihm zu zürnen, besonders, da sie einen Verlobten hat, der sie geradezu auf Händen trägt und an dessen lebenswürdiger Zuverlässigkeit sie ermessen kann, wie wenig der Baron ihr in dieser Beziehung geboten hat, und daß er ihr in eigentlich beleidigender Weise stets nur vorgehalten, was er von einer Frau, die ihm genügen solle, verlange, und wie viel ihr noch daran fehle. Ich habe das alles gar nicht so gewußt; erst als wir die Briefe einpакten, habe ich sie gelesen und fand sie ganz empörend. Glaube mir, Ellen hat recht getan. Was Mama und Papa betrifft, mache ihnen keine Vorwürfe, wenn sie zurückkehren. Sie sind an allem unschuldig, und Papa besonders, der so viel in Künstler- und Schriftstellerkreisen verkehrt, ist die Sache höchst unangenehm. Aber er muß sich, wie wir alle, in das Unabänderliche finden. Nach Beratung mit den Eltern und dem lebenswürdigen Grafen — Du solltest ihn nur kennen lernen, er würde Dir auch gefallen, wenn Du ihm nicht um Bruno's Willen mit Vorurteilen entgegenträtest — also nach dieser Beratung sind wir zu dem Entschlusse gekommen, nicht nach Berlin zurückkehren, sondern gleich mit den Dupleffs nach Paris zu gehen. Holm, der übrigens beinahe noch mit dem verstorbenen Rothensfels ein Duell gehabt hätte, geht vorläufig auf sein Gut in Bayern, wo er noch mancherlei zu ordnen hat. Was jener Rothensfels übrigens, den man jetzt so allgemein bedauert und dem so viel Tränen nachgeweiht werden, sogar von der Frau, wie ich hörte, für ein leichtfertiger Mensch gewesen, das habe ich jetzt durch meinen zukünftigen Schwager erfahren. Dein Mann wird Dir wohl schon von dem Skandal mit der Randolph in Baden-Baden etwas erzählt haben. Denke Dir, daß diese Person sich durchaus noch an das Lager des Sterbenden drängen wollte und sie beinahe neben der Baronin ihren Platz dort behauptet hätte. Jetzt soll sie sich ja dem Fürsten Loeben angefreundet haben. Unter dem Vorwand gemeinamer Trauer um den verunglückten Freund sieht man sie jetzt fast alle Tage in den Kuranlagen promenieren. Alle Welt spricht darüber. Der Fürst und seine Freunde schneiden natürlich den Grafen Holm. Er widmet sich jetzt ganz uns, und ich muß Dir gestehen, noch nie haben wir uns in Baden-Baden so gut amüsiert wie jetzt. Im Oktober soll die Hochzeit sein. Das junge Paar wird den Winter in Paris verleben, dann gehen sie auf des Grafen Besitztum bei Nürnberg.“

(Fortsetzung folgt.)

Karl Schipper, Hofphotograph, Rheinstr. 31.
Erstklassige Arbeiten. — Müßige Preise. 5663

Das „Schatooch“.

Eine heitere Erinnerung aus dem Feldzuge 1870/71.
Von Fred Vincent.

(Nachdruck verboten.)

Die Schlösser, nicht die im Monde, sondern die in Frankreich liegen, waren für unsere Armee im französischen Kriege von nicht zu unterschätzender Bedeutung, denn sie konnten gewöhnlich ihrer vielen und weitläufigen Gebäulichkeiten wegen ebenso gut als Stützpunkte für militärische Operationen als zum Unterbringen der Truppen dienen. In letzterer Hinsicht erfreuten sich die Chateaux (Schlösser) mit Recht großer Beliebtheit und genossen daher vielfach die Auszeichnung, von den hohen Stäben zum Quartier erwählt zu werden. Kein Wunder also, daß unser alter Major v. Buze in seinem strategischen Herzen den sehnlichsten Wunsch hegte, seine Feldpostbriefe nach Deutschland auch einmal von einem echten französischen Chateau aus datieren zu können; denn bisher war es ihm noch nicht vergönnt gewesen, sein Bataillonsstabs-Quartier in einem solchen aufschlagen zu dürfen. Und das war folgendermaßen zugegangen:

Herr von Buze hatte bereits im Jahre 1866 den Rang als Major in dem Contingent eines der damals besessenen deutschen Fürsten bekleidet. Da er sich aber im tiefsten Innern für ein hervorragendes strategisches Genie hielt, so hatte er damals seine militärische Laufbahn nicht als beendet betrachtet; denn er durfte doch dem preussischen Heere seine unschätzbaren Dienste nicht vorenthalten. Er war daher übertreten, und als Bataillons-Kommandeur in eins der 1867 neu gegründeten Regimenter an den Rhein versetzt worden. Leider wurde dort seine eminente Begabung zur Führung größerer Truppenkörper nicht so anerkannt, wie sie es ja wohl gefollt hätte; denn als der Krieg 1870 ausbrach, da war man im Regiment längst im stillen verwundert darüber, daß sich Herr von Buze noch immer nicht als Oberstleutnant der wohlverdienten Ruhe erfreute. Und nun kam die größte Enttäuschung seines Lebens; denn der alte Herr wurde nicht, wie er zuversichtlich erwartet, an die Spitze eines mobilen Bataillons gestellt, sondern er blieb als Kommandeur des Ersatzbataillons in der Festung zurück, um sich dort bei der Ausbildung der Ersatzreservisten und im Garnison-Wachdienst — der letztere war von jeher sein Stedenpferd gewesen — rühmlichst zu betätigen.

Wiederholt waren dem Regiment, das schwere Verluste erlitt, starke Ersatzkommandos nachgeschickt worden, aber jedesmal hatte der Festungs-Gouverneur seine Bitte abgeschlagen, ihn mit der Führung eines solchen Transportes zu beauftragen, sondern hatte dieselbe stets einem der wiederhergestellten verwundeten Offiziere anvertraut. So war das Ende des Jahres 1870 herangekommen, die Beschließung von Paris war in flottem Gang, und wieder war ein neuer Ersatz ausgebildet, der hinausgeschickt werden sollte. Da aber litt der Major sein Tatendurst nicht länger hinter den sicheren Festungswällen: er mußte hinaus ins feindliche Leben, er mußte dabei gewesen und in Paris mit eingezogen sein. Kurz entschlossen trug er sich als „zum mobilen Regiment kommandiert“ in das Meldebuch des Gouvernements ein und der Nachtzug mit ihm und seinem Ersatztransport war längst über die Grenze, bevor die erstaunte Erzählung sich über diese auffällige Abkommandierung hätte informieren können. Außerdem hatte man gerade in der Festung alle Hände voll mit den mit mehr als 50 000 Mann belegten Gefangenenlagern zu tun, und man fand sich daher dort mit der vollendeten Tatsache stillschweigend ab.

Daselbe tat der ebenso liebenswürdige wie ritterliche Regiments-Kommandeur, als zu seinem nicht minder großen Erstaunen Major von Buze in den ersten Tagen des Januar 1871 vor Paris auftauchte; denn er übertrug ihm sofort das Kommando über ein mobiles Bataillon. „Weil er jetzt doch keinen Schaden mehr anrichten kann!“ meinte der boshafte Häuptling, der bisher das Bataillon geführt hatte und nun wieder zu seiner Kompagnie zurücktreten mußte. Allein, wenn auch der Major auf diesem recht ungewöhnlichen Wege zu einem mobilen Bataillon gekommen war, zu dem von ihm ebenso heiß ersehnten „Schatooch“ kam er darum doch noch nicht — die waren nämlich schon längst

alle in festen Händen; denn während der Langandauern der Einschließung der feindlichen Hauptstadt hatten sich sämtliche Truppen im Vernierungsring ganz häuslich eingerichtet. Kein Offizier hätte sich so leicht aus seinem teilweise von ihm selbst ausmoblierten — die Möbel stammten aus dem „unter den Granaten“ liegenden Rayon, und waren nachts „gerettet“ worden — und monatelang bewohnten Quartier verdrängen lassen, selbst wenn der Herr Major dies versucht hätte. Dieser mußte sie also „noblenz Koblenz“ — wie es damals hieß, mit einer kleinen, „ziemlich unmoblierten“ Villa zufrieden geben, die ihm wenigstens ein einigermaßen erträgliches Unterkommen gewährte.

Das Erstaunen, welches der Herr Oberst über das Erscheinen seines ältesten Stabsoffiziers nicht verbergen konnte, wurde übrigens vom ganzen Regiment redlich geteilt. Bei dem unter sein direktes Kommando tretenden Bataillon verbandelte es sich indes zu einem recht gemischten Gefühl, waren doch von den vom Ersatzbataillon nachgekommenen Offizieren und Mannschaften recht merkwürdige Geschichten über die Eigentümlichkeiten ihres Kommandeurs mitgebracht worden. Zu denselben zählte in erster Linie das lobenswerte Bestreben, belehrend auf seine Untergebenen, besonders auf seine Offiziere, einzuwirken, die er zu diesem Zweck an dienstfreien Nachmittagen um sich versammelte und ihnen tiefdurchdachte Vorträge über Strategie, Taktik und Wachdienst hielt.

Da sein Auditorium aus lauter Herren bestand, die fast ausnahmslos den ganzen Feldzug oder wenigstens den größten Teil desselben praktisch mitgemacht hatten, so kann man sich denken, wie dankbar diese dafür waren, anstatt in Versailles mit guten Kameraden im Café de la Chasse oder vielleicht in noch angenehmerer Gesellschaft den Abend verbringen zu müssen, diesen im stummen Anhören der höheren Weisheit des Kommandeurs so gut anwenden zu dürfen. Und stumm mußte man zuhören, denn der Herr Major konnte eine Meinungsäußerung seitens Untergebener durchaus nicht vertragen, sondern wurde, sobald eine solche gewagt wurde, einfach „krabbürstig“, wie der Rheinländer zu sagen pflegt. Diese Eigenschaft, in Verbindung mit dem struppigen, ursprünglich eisgrauen, durch gelegentliche Verjüngungs- und Färbungsversuche aber in einer unmöglichen Färbung prangenden Barte hatte ihm schon beim Ersatzbataillon seitens des derben, treffenden, aber nicht immer respektvollen rheinischen Soldatenhumors den Spitznamen „Worzelbercht“ eingetragen. Unter diesem war er bald nicht nur im Regiment, sondern wohl auch ziemlich in der ganzen Division bekannt.

Das Geschick, das Herrn von Buze am Schluß des Feldzuges noch zu einem mobilen Bataillon verholfen, hatte aber noch ein weiteres Avancement für ihn in petto. Nach der Ratifizierung der Friedenspräliminarien führen nämlich viele der höheren Vorgesetzten mit Urlaub nach Deutschland, und wurden durch die nächstältesten Chargen vertreten. Der Herr Oberst wurde auf diese Weise mit der Führung der Brigade beauftragt, und die „alt Worzelbercht“ rückte zum stellvertretenden Regimentskommandeur auf, eine Würde, welche sie unter anderen Verhältnissen wohl niemals erreicht hätte, deren sie sich aber, ihrem ganzen Auftreten nach, durchaus gewachsen fühlte, und die sie, als ihr durchaus zukommend, zu betrachten schien. Natürlich wuchs das Unselbsterkenntnisgefühl ins Pyramidale und trat immer schroffer zu Tage. Wehe daher dem armen Leutnant, der eine eigene Ansicht zu haben dachte, denn die wurde ihm rasch und gründlich ausgetrieben. Das war damals die ungünstigste Zeit für das Regiment während des ganzen Krieges, denn selbst die Mutigsten, die nicht vor dem mörderischsten Mitrailleusen- und Chassepotfeuer zurückgeschreckt waren, wagten es nicht, eine Standrede des Stellvertretenden, gespickt mit souveräner Verachtung für den kläglichen Untergebenen-Verstand, herauszufordern. Doch die Vergeltung ließ nicht lange auf sich warten!

Zu Anfang April — das Regiment lag gerade in sehr engen Alarmquartieren nordöstlich von Paris — schien man bei uns an maßgebender Stelle die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Kommunisten nicht im Entferntesten daran dachten, die deutschen Truppen zu belästigen, sondern sich im Gegenteil sorgfältig davor hüteten, uns auch nur den geringsten Grund zu einer Einmischung in ihren Kampf mit den Versail-

Regierungsstruppen zu geben. Damit fiel auch jede Veranlassung für die enge Konzentration unter den Mauern der feindlichen Hauptstadt weg, und die bereits für Mitte März geplante Dislozierung der einzelnen Truppenteile konnte nunmehr zur Ausführung gelangen. Dem Regiment war dabei eine ganze Anzahl weiter rückwärts gelegener Ortschaften angewiesen, um dort gesunde und bequeme Kantonnements zu beziehen. Bevor die Quartiermacher indes dorthin abgingen, beriet Herr von Buze mit dem dieselben führenden Offizier und dem Regiments-Adjutanten nach der Generalskarte die Verteilung der Kompagnien und Stäbe auf die einzelnen Ortschaften.

Die beiden Herren waren übereinstimmend der Ansicht, den Regimentsstab in dem größten Ort, einem offenbar sehr reichen Bauerndorf, unterzubringen, stießen damit jedoch auf energischen Widerstand bei ihrem Vorgehen, der vielmehr in seiner bekannten, keine Einwendung duldenen Art befahl, für ihn und seinen Stab in einem mitten in dem angewiesenen Abschnitt gelegenen, aber jedenfalls sehr kleinen Dörfchen, Quartier zu machen. Er hatte nämlich auf der Karte das vielversprechende Wort „Chateau“ gelesen, und dachte nun seines Herzens stilles Sehnen befriedigen zu können. Natürlich sagte er das seinen beiden Untergebenen nicht, sondern hielt ihnen dafür einen um so längeren Vortrag, in dem er ihnen auseinanderlegte, daß einer der ersten strategischen und taktischen Regeln zufolge das Regimentsstabs-Quartier sich möglichst in der Mitte der besetzten Abschnitte befinden müsse, um von den einzelnen zerstreuten Abteilungen tunlichst gleich weit entfernt zu sein, damit die Befehle des Kommandeurs alle Punkte so ziemlich in der gleichen Zeit erreichen könnten usw.

Selbstverständlich wurde der Befehl pünktlich ausgeführt, das als der Major an der Spitze seines Stabes in das selbst erwählte Kantonnement einzog, wurde er zu seinem Erstaunen von dem Quartiermacher neben die Kirche vor das kleine altertümliche Pfarrhaus geführt, in welchem ein alter monsieur le curé mit einer noch älteren Haushälterin residierte. Auf seine zornige Frage, warum nicht für ihn im Schloß Quartier gemacht worden, antwortete ihm der Gefreite — der Herr Leutnant hatte sich flüsterweise längst gebrüht — mit ehrlich überreinem Gesicht, daß ja gar keins vorhanden sei.

So läßt sich aber ein so gewiegter Stratege, wie der Herr Stellvertreter nicht irre machen, denn er mußte es ja besser wissen. Die Unwissenheit des Mannes ritt verächtlichem Schweigen übergehend, wandte der Gestrenge sein Streikroß, ritt auf einige neugierig herumstehende blaublasse Bauern zu, und obgleich er sonst eine ausgeprägte Abneigung gegen eine Unterhaltung mit den Eingeborenen hatte, von deren Sprache er nur eine äußerst mangelhafte Kenntnis besaß, so redete er doch diesmal den Nächststehenden herablassend mit dem ihm so geläufigen Wort: „Schatooh??“ an.

„Oui, mon commandant!“ lautete die zuvorkommende Antwort, der jedoch noch eine längere Erklärung folgte, die Monsieur le Commandant natürlich nicht verstand. Das socht aber die „alt Borzelberscht“ auch gar nicht weiter an, hatte sie doch erfahren, was sie wissen wollte. Nur einen einzigen höhnischen Blick warf sie auf den Quartiermacher, als wolle sie sagen: „Na, wenn das nicht ein Einjähriger ist!“ und wandte sich dann sofort wieder an den Franzosen mit einem freundlich auffordernden: „Montrer!“ (zeigen!).

Auch hierzu zeigte sich die blaue Bluse bereit, denn sie setzte sich sofort in Bewegung und trotzte gefällig vor dem Herrn Stellvertreter und seinem Stab durch das ganze armselige Dörfchen, draußen auf einem Fußweg einen Hügel hinauf, durch ein Wäldchen hindurch, unter dessen letzten Bäumen sie wegweisend mit ausgerecktem Arm steter Lüge und in die denkwürdigen Worte ausbrach:

„Valla le Chateau, monsieur le commandant!“ (Hier ist das Schloß, Herr Kommandant!).

Berwundert rieb sich dieser die Augen, denen an Stelle des erstarrten herrschaftlichen Schloßes sich jetzt der ebenso überraschende wie romantische Anblick einer mit Efeu überwucherten — Ruine darbot, die schon auf den ersten Blick verriet, daß sie zu allem andern eher als zum Regiments-Quartier passe.

Nicht viel besser für diesen Zweck geeignet war übrigens das Häuschen des Pfarrers, doch was half's, es mußte bezogen werden, denn es war das einzige Obdach im ganzen Ort, das überhaupt in Betracht kommen konnte. Das Schlimmste aber bei der Sache war, daß Herr von Buze der Brigade bereits Meldung von der von ihm getroffenen Verteilung der Kompagnien gemacht und es dabei nicht unterlassen hatte, die besonderen strategischen Gründe gebührend hervorzuheben, die ihn zur Wahl gerade dieses Regimentsstabs-Quartiers bewogen hatten. Die Brigade wußte die angegebenen Gründe auch vollständig zu würdigen und hütete sich darum selbst späterhin, eine Aenderung in dem einmal getroffenen vortrefflichen Arrangement zu wünschen, so daß das Dörfchen eine gewisse Berühmtheit erlangte, da es ungefähr acht Wochen lang einen preussischen Regimentsstab beherbergen durfte, denn so lange lag das Regiment in diesen vorzüglichen Kantonnements, wo es sich vollständig von den Strapazen der Belagerung erholte.

Die „alt Borzelberscht“ aber hat leider der Nachwelt keinen aus einem wirklichen französischen Schatooh datierten Feldpostbrief hinterlassen können.



Der Lurus bei englischen Gesellschaften. Der Bischof von Birmingham hat sich unlängst in scharfer Weise gegen den übertriebenen Lurus gewandt, der bei den Festen der englischen Gesellschaft aufgeboten wird. Zum Beweise hierfür leitete er einige besonders markante Beispiele mit, in denen die ungeheure Geldverschwendung und die raffinierte Prachtentfaltung deutlich wurde. So werden bei englischen Abendgesellschaften für die Künstler, die zur Unterhaltung beitragen, sehr große Honorare bezahlt, und 6000 M. ist häufig das Mindeste, was ein bekannter Sänger für den Vortrag eines Liedes erhält. Eine übertriebene Pracht wird auch in der Dekoration mit Blumen zur Schau getragen, die auf einem der Finessen im letzten Winter allein 8220 M. kosteten. Aus großen Eisblöcken wuchsen purpurne Orchideen empor, die Treppengeländer waren ganz mit kostbaren Rosen umwunden und auf der Tafel standen in großen silbernen Körben Tausende von Rosenknospen, deren zarte geschlossene Blüte noch der Entfaltung harrete. Ueber die Tischbede hin waren lange weiße Zweige einer besonders kostbaren Orchideenart gelegt. Solche verschwenderischen Veranstaltungen erscheinen dem strengen Sinne des Geistlichen verwerflich, aber andererseits muß doch zugegeben werden, daß durch solche Ausgaben viel Geld unter die Leute gebracht wird. Wenn Damen der Aristokratie wie die Herzogin von Somerset oder die Herzogin von Sutherland Künstler protegierten und einer großen Anzahl von Lieferanten schöne Summen zu verdienen geben, so wird damit ein immerhin nicht zu unterschätzender Verdienst erworben, das der allgemeinen wirtschaftlichen Lage nur günstig sein kann.

* Humor.

Das moderne Kind. Kurtchen: „Mama, du mußt herausfinden, wer mich hypnotisiert hat und ihn streng bestrafen.“

Mutter: „Was soll das heißen?“

K.: „Du warst kaum fort, Mama, da zog es mich mit aller Gewalt in die Speisekammer und ich wurde gezwungen, eine ganze Menge von den kleinen Kuchen zu essen, die du mir verboten hattest, anzurühren.“